

Schwerpunkt:

Ansprüche – Berufspolitische Positionen

Vorwort

Von Karrierebarrieren, wissenschaftlichem Vampirismus, Gesinnungsschnüffelei, Selbstüberforderung, der Macht der Strukturen und Utopien.

In diesem Heft werden einige Beiträge zur berufspolitischen Standortbestimmung der Frauen innerhalb des Wissenschaftsbetriebes zur Diskussion gestellt. Wie wichtig und wie notwendig dies ist, läßt sich schon am „trüben“ Verlauf der Mitgliederversammlung des VDK im September 1990 in Aachen ablesen. Der Antrag der Frauensektion des Ulmer Vereins zur Gleichstellung der Kunsthistorikerinnen wurde – ohne nennenswerte Diskussion – niedergestimmt. Einigen Kollegen wurde beim Gedanken an die Forderung nach der Institutionalisierung feministischer Wissenschaft unbehaglich.

Endgültig über diesen Antrag soll aber im November 1991 in Berlin diskutiert werden. Der VDK veranstaltet dort eine Tagung zur Berufspolitik der KunsthistorikerInnen. Ursprünglich sollte dort eine Tagung gemeinsam von VDK und UV durchgeführt werden, dies konnte aber nicht verwirklicht werden. Inwieweit in Berlin tatsächlich auch über die berufspolitische Situation der Kunsthistorikerinnen in den Berufsfeldern Hochschule, Museum, Denkmalpflege und freie Berufe diskutiert wird, bleibt ungewiß. Wir regen an, parallel, davor oder danach eine Tagung der Frauensektion des UV durchzuführen und unsere Interessen auf der VDK-Tagung in Berlin zu artikulieren.

Die Debatte um die Standortbestimmung, um berufspolitische Positionen als Wunschvorstellung und als Praxis, um legitime Ansprüche und um Realität soll im vorliegenden Heft dokumentiert und in Bewegung gehalten werden.

Zwei ältere Texte sind aufgenommen worden, beide aus dem Jahr 1988, weil sie wie Irene Belows Beitrag, die Positionen seit 1970 klar und übersichtlich herausarbeiten und weil sie – wie der Vortrag von Leßmann/Hilberath – die Entwicklung der Kunsthistorikerinnen-Tagungen bis Berlin kritisch verfolgen. Zwei weitere Beiträge verdeutlichen inhaltlich die feministische Standortbestimmung der Kunsthistorikerinnen, sind aber dennoch nicht völlig losgelöst von den berufspolitischen Reflexionen zu betrachten, gibt es doch hier bemerkenswerte Assoziationsmomente. Gerlinde Volland

untersucht das Bild „Der Riegel“ von Fragonard und zeigt, daß die Darstellung ambivalent ist, zwischen Liebes- und Gewaltszene schwankt. Im Verlauf der Rezeptionsgeschichte ändert sich die Wahrnehmung: Das Gewalttätige wird verleugnet und in „normales“ männliches Verhalten umgewertet. Carola Muysers fragt nach dem Anteil der Geschlechter bei der Produktion des „Weiblichen“ als „Bild“, das als Projektionsfläche für den begehrenden männlichen Blick dient. Ist das „Bild“ von Marilyn Monroe durchaus von ihr selbst bestimmt und mitgestaltet, so erfolgt aber im Prozeß der Bildwerdung im Falle von Marilyn Monroe die Geschlechtszuweisung „weiblich“.

Direkt mit den Auswirkungen der Aachener Tagung beschäftigen sich die aktuellen Beiträge von Kathrin Hoffmann-Curtius, Alexandra Pätzold und Gabriele Werner. Der Text von Kathrin Hoffmann-Curtius entstand als ein Vortrag für die USA. Er benennt Probleme der deutschen feministischen Kunsthistorikerinnen und bezeichnet die Stellung der Frauen im Kunst- und Kulturbetrieb für eine Öffentlichkeit, in der andere Wissenschaftsstrukturen vorherrschen. Dieser Vortrag bildet insofern auch die „Einstimmung“ in das Thema „Ansprüche – Berufspolitische Positionen“.

Alexandra Pätzold versucht in ihrem Beitrag am Beispiel der Frauenplenarsitzung der VDK-Tagung in Aachen, die sie gemeinsam mit Daniela Hammer-Tugendhat leitete und moderierte, näher auf geschlechtsspezifisch bedingte psychologische Probleme einzugehen. Im Wissenschaftsbetrieb werden die Wissenschaftlerinnen unter Druck gesetzt: durch die unausgesprochenen aber massiv vorhandenen Erwartungshaltungen der Männer und deren Grenzen und durch den fremd- und selbstauferlegten Stress für Wissenschaftlerinnen in ihrem Kampf um Anerkennung. Wir müssen uns beweisen und unseren Ansatz – oder unsere verschiedenen Ansätze – zur Disposition stellen. Die 'anderen' brauchen dies nicht. Wir wollen beides: Die eigene 'wissenschaftliche' Anerkennung bei gleichzeitiger Anerkennung einer neuen wissenschaftlichen Fragestellung, die eine Infragestellung der wissenschaftlichen Traditionen bedeutet.

Hier wiegt nicht zuletzt das Problem der „Vergleichgültigung“, wie es Gabriele Werner in ihrem Beitrag über die VDK-Tagung in Aachen nennt, gegenüber den Forschungen der feministischen Kunstwissenschaft schwer. Denn diese Vergleichgültigung, d.h. das Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen, ist mehr als nur Ignoranz, ist das gezielte Totschweigen. Die in Aachen gestellte Forderung nach Institutionalisierung feministischer Wissenschaft wurde von Kollegen als „Gesinnungsschnüffelei“ verurteilt und deckt insofern einige Ausgrenzungsstrategien und -praktiken gegenüber Frauen auf, die zwischen „wissenschaftlichem Vampirismus“ und „Gleichgültigkeit“ variieren. All dieses entzieht uns Wissenschaftlerinnen Kraft und Substanz und erschwert/versucht zu verhindern, daß Akzeptanz und Auseinandersetzung in der (Fach)Öffentlichkeit stattfindet. Wir arbeiten nicht mehr im Verborgenen, in kleinen informellen, subversiven Zirkeln.

Wir haben uns unsere Öffentlichkeit zum Teil selbst geschaffen, mit den Kunsthistorikerinnentagungen in Marburg, Zürich, Wien, Berlin und dieses Jahr in Hamburg. Dies zeigt sich aber auch vor allem in den zahlreich vorhandenen und auch weiterhin bestehenden Tätigkeiten von Kunsthistorikerinnen außerhalb der Wissenschaftsinsti-

tutionen. Dieses lebendige, immer sich auch verändernde Netz von Arbeitskreisen, Initiativen und Projekten führt zu einer neuen Wahrnehmung: was bisher Peripherie war, beginnt sich in Zentren zu verwandeln.

Feministische Forschung hat einen hohen Standard. Dennoch ist feministische Kunstgeschichte oder zumindestens ein frauenspezifischer Ansatz in der Lehre kaum kontinuierlich an die Studentinnen vermittelt. Über die Probleme der Studentinnen berichtet Birgit Thiemann in ihrem Bericht über die Arbeit der KSK in Berlin 1990.

Wir fordern eine institutionell verankerte feministische Kunstgeschichte in Lehre, Forschung und in den Praxisfeldern. Doch die Macht der Strukturen im Wissenschaftsbetrieb, der wir alle ausgesetzt sind, versucht dies zu verhindern. Uns fehlt die berufspolitische Lobby, die Seilschaft. Die müssen wir uns selbst erst gegen die herrschende Struktur aufbauen und erkämpfen. Dies geschieht zwar (vgl. auch Rubrik Hochschule/Frauenforschung im Informationsteil dieses Heftes), ist aber mühsam und ermüdend. Und hier liegt ein weiteres Problem, wir kämpfen nicht nur gegen die Strukturen, wir kämpfen auch gegen uns selbst: gegen unsere Angst, Verantwortung zu übernehmen, Macht auszuüben, gegen die eigene Angst des Versagens, gegen den antizipierten Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, gegen die Angst vor dem Konkurrenzkampf und gegen das schlechte Gewissen im Konkurrenzkampf gegen eine Kollegin, gegen die Angst vor dem Verlust von Harmonie und Solidarität.

Wir halten es für sinnvoll und notwendig, auch weiterhin „FrauenKunstWissenschaft“ als Diskussionsforum zur Verfügung zu stellen, und bitten um Anregungen, Ideen, Beiträge für eine weiterführende Diskussion der berufspolitischen Ansprüche, Reflexionen, Positionen...

Die Redaktion